



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände

Ins Teutsche übersetzt

Mit einigen litterarischen Nachrichten über Bode

Montaigne, Michel Eyquem de

Wien & Prag, 1797

Neuntes Kapitel. Von der Eitelkeit. (Fortsetzung.)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-52864](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-52864)

D r i t t e s B u c h,

Neuntes Kapitel. V o n d e r E i t e l k e i t.

(Fortsetzung.)

In der wahren Freundschaft, von welcher ich Erfahrung habe, gebe ich mich mehr meinem Freunde, als ich ihn zu mir ziehe. Mir ist es nicht nur lieber, daß ich ihm Gutes erzeige, als daß ich welches von ihm annehme, sondern ich habe es auch lieber, daß er sich selbst mehr wohlthue, als mir: denn dadurch erweist er mir die größte Wohlthat. Und wenn die Abwesenheit ihm entweder behäglich oder nützlich ist, so ist mir solche angenehmer als seine Gegenwart: auch ist es ja eigentlich nicht einmahl Abwesenheit, wenn man einander Nachricht ~~und~~ sich geben kann. Ich ha-

be ehedem Nutzen und Vergnügen aus unserer Entfernung gezogen, wir dehnten den Besitz unser Lebens weiter aus, und genossen seiner besser, indem wir uns trennten: er lebte, er genoß, und sah für mich, und ich für ihn eben so innig als wären wir einander gegenwärtig gewesen. Die Eine Hälfte von uns blieb müßig, wenn wir beyammen waren; wir ergossen uns Einer in den Andern. Die Trennung durch den Raum machte die Vereinigung unseres Willens noch stärker. Dieser unersättliche Hunger nach körperlicher Gegenwart scheint ein wenig Schwäche des Seelengenusses anzudeuten.

Was das Alter anbetrifft, welches man gegen meine Keiselustigkeit anführen will, so sage ich gerade umgekehrt: der Jugend geziemt es, sich nach der allgemeinen Meinung zu richten, und sich anderer Menschen wegen Zwang anzuthun. Sie kann es Beyden Recht machen, dem Volke sowohl als sich selbst; wir Alten haben genug mit uns allein zu thun. Laß uns, so wie nach und nach die natürlichen Bequemlichkeiten abgehn, uns an die künstlichen halten. Es ist Ungerechtigkeit, die Jugend zu entschuldigen, wenn sie ihren Vergnügungen nachgeht, und dem Alten zu verbiethen, solche zu suchen. Als ich noch jung war, bedeckte ich meine lustigen Leidenschaften mit Klugheit: nun ich alt bin, erhalte ich mich der traurigen durch Wohlleben. Auch verbiethen die platonischen

Gefesse vor dem vierzigsten oder funfzigsten Jahre auf Reisen zu gehen, um das Reisen nutzbarer und lehrreicher zu machen. Ich würde mich schwerer in die zweyte Vorschrift dieser nähmlichen Gesetze finden, welche das Reisen nach dem sechzigsten Jahre untersagt. „Aber in einem solchen Alter werdet ihr niemahls von einem so langen Wege zurückkommen.“ Was kümmert michs? Ich trete ihn nicht an, um davon zurückzukommen, oder ihn zu vollenden. Ich unternehme eine Reise bloß, um mich zu rütteln und zu schütteln, so lange wie das Rütteln und Schütteln mir gefällt, und streife umher, um umherzustreifen. Diejenigen, welche nach einem Amte, oder hinter einem Hasen herlaufen, laufen nicht. Diejenigen laufen, welche nach einem Ziele rennen, und sich im Laufen üben. Mein Reiseplan läßt sich allenthalben ändern: er ist auf keine große Hoffnung gegründet, er kann mit jeder Tagereise vollbracht seyn, und eben so ist es mit der Reise meines Lebens. Gleichwohl habe ich Orte genug in der Fremde gesehen, wo ich wohl gewünscht hätte, feste Wurzeln zu schlagen. Und warum nicht, wenn Chrysippus, Cleanthes, Diogenes, Zeno, Antipater, so viele weise Männer von der strengsten Sekte eben wohl ihr Vaterland verließen, ohne alle Veranlassung sich darüber zu beklagen, und bloß einer andern Lust zu genießen? Wirklich ist das größte Mißvergnügen bey meinen Reisen, daß ich dabey nicht

den Entschluß fassen kann, an einem Orte, wo es mir gefiele, meine beständige Wohnung aufzuschlagen, und mir immer wieder vorsezen muß, heimzukehren, und mich nach dem gewohnten Brauche zu bequemen.

Wenn ich mich fürchtete, an einem andern als an meinem Geburtsorte zu sterben: wenn ich dächte, ich würde entfernt von den Meinigen nicht so gemächlich sterben, so würde ich kaum außer Frankreich gehen; nicht einmahl mein Kirchspiel würde ich ohne Grausen verlassen. Ich fühle, daß der Tod mich beständig am Halse oder an den Hüften gepackt hat: aber ich bin nicht so wie andere Leute: er ist mir allenthalben einerley. Wenn ich unterdessen freye Wahl hätte, so würde er, glaube ich, mir lieber seyn, zu Pferde als im Bette, außer meinem Hause und fern von den Meinigen. Es ist mehr Herzensangst als Trost dabey, von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Ich mag gern diese Pflicht der Höflichkeit vergessen. Denn von allen Pflichten der Freundschaft ist mir diese allein unangenehm; und so möchte ich gern Umgang nehmen, das große ewige Lebewohl zu sagen. Wenn man auch einige Bequemlichkeiten aus diesem Beystande zieht, so sind dagegen hundert Unbequemlichkeiten dabey. Ich habe verschiedene Sterbende von einem großen Haufen Umstehender gar jämmerlich belagert gesehen. Die vielen Menschen fallen ihnen sehr zur Last. Es ist

gegen die Pflicht, es ist ein Beweis von weniger Liebe und Zuneigung und von geringer Sorgfalt, einen Kranken in Ruhe sterben zu lassen. Der Eine martert ihn die Augen, der Andere die Ohren, noch ein Anderer den Mund: kein Sinn, kein Glied des Leibes, dem man nicht aus liebevoller Sorgfalt wehe thäte. Das Herz des Kranken möchte vor Erbarmen zerspringen, wenn es so die Klagen der Freunde anhören muß, und vielleicht vor Ärger dazu beym Anhören falscher und verstellter Seufzer und Klagen. Wer vorher schon weich und zart gewöhnt ist, der ist es auf diesem Lager noch mehr. Er bedarf in einer so großen Noth einer sanften Hand, die sich nach seinen Gefühlen bequemt, um ihn gerade da zu krauen, wo es ihm juckt; oder ihm auch ganz und gar nicht zu krauen, um nicht zu krauen. Wenn wir eine Geburtshelferin bedürfen, um uns auf die Welt zu setzen, so bedürfen wir noch mehr eines noch geschickteren Mannes, der uns wieder hinaus helfe. Einen solchen, der auch unser Freund wäre, sollten wir um einen großen Preis erkaufen, um uns bey dieser Gelegenheit seine Dienste zu leisten. Ich bin noch nicht bis zu dieser gleichgültigen Standhaftigkeit gelangt, die ihre Stärke in sich selbst findet, keinen Beystand wünscht, und durch nichts beunruhigt wird. Ich stehe um eine Stufe niedriger. Ich ducke mich gern, und suche dem bösen Stündlein auszuweichen, nicht aus Furcht, sondern aus

Grundsätzen. Es ist nicht meines Thuns, mich in diesem Kampfe als einen tapfern Held zeigen zu wollen. Wozu das? In der Stunde wird alles Recht und aller Antheil, den ich am Rufe nehme, dahin schwinden. Ich begnüge mich mit gelassener Fassung, ruhig und einsam, ganz in mich gesammelt zu sterben, wie sich es für mein einsames, eingezogenes Leben geziemt. Ganz gegen die abergläubische Weise der Römer, wo man denjenigen unselig schätzte, welcher starb, ohne zu sprechen, oder ohne sehr nahe Anverwandten, die ihm die Augen zudrückten. Ich habe genug damit zu thun, mich selbst zu trösten, ohne noch andere trösten zu müssen. Mir laufen ohnehin schon Gedanken durch den Kopf, ohne daß die Umstehenden mir noch welche hineinpfeifen dürften, und ich habe Stoff genug, mich zu unterhalten, ohne dergleichen erborgten zu müssen. Hier gilt kein gesellschaftliches Spiel mehr: dieses ist die Handlung für eine einzelne Person. Unter den Unsrigen laß uns leben und lachen: unter Fremden und Unbekannten stirbt und grämelt sich es besser. Für Geld und baare Zahlung findet man immer jemand, der einem den Kopf zurechtlegt, und die Füße reibt, und nicht härter drückt, als man es verlangt, der dabey eine gleichgültige Miene macht, und den Kranken so viel ächzen und stöhnen läßt, als ihm gut dünkt. Ich suche täglich mich durch vernünftiges Überlegen von der kindischen und unmenschlichen

Gemüthsart loszumachen, welche uns wünschen läßt, durch unsere Leiden andere Menschen zum Mitleiden und Jammer zu bewegen. Wir zeigen unsere Leiden gern noch größer als sie sind, um ihnen Thränen zu erwecken; und die Standhaftigkeit, welche wir bey jedermann loben, der Widerwärtigkeiten zu ertragen versteht, tadeln wir an unsern nächsten Anverwandten, wenn sie unsere Leiden gleichfalls standhaft ertragen. Es ist uns nicht genug, wenn sie unsere Schmerzen mit empfinden, sondern sie sollen ihnen auch höchst wehthun. Freude sollte man verbreiten, so weit sie reichen kann; Traurigkeit aber sollte man einzuschränken und zu vertilgen suchen. Wer sich ohne Ursache beklagen läßt, der ist ein Mann, den man nicht beklagen wird, wenn Ursache dazu vorhanden ist. Den wird man nie beklagen, der beständig sich selbst beklagt, und ohne Unterlaß winselt, so daß er dadurch weiter kein Erbarmen erregt. Wer bey seinem Leben thut, als ob er todt sey, den kann man leicht für lebend nehmen, wenn er wirklich stirbt. Ich habe Leute gekannt, die sich darüber ärgerten, daß man ihrem Gesichte frische Farbe, ihren Puls ordentlichen Gang zuschrieb: die sich zwangen, nicht zu lachen, weil sie dadurch ihre Genesung verrathen hätten, und die ihre Gesundheit haßten, weil solche ihnen nicht weiter erlaubte um Mitleid zu betteln. Und was das ärgste bey der Sache ist, es waren nicht einmahl

8 Montaigne Drittes Buch.

Weiblein. Meine Krankheiten gebe ich höchstens für das aus, was sie sind: und vermeide dabey alle Ausdrücke der Besorgniß, und alles Stöhnen und Schwögen. Für diejengen, welche einem vernünftigen Kranken umgeben, schießt sich, wo nicht heitre Munterkeit, doch ein gefestetes, geruhiges Wesen am besten. Denn er hat deswegen keinen Krieg mit der Gesundheit, daß er sich in einem entgegengesetzten Zustande befindet. Er betrachtet solche an andern gerne völlig und stark, und genießt wenigstens ihrer Gesellschaft. Er verwirft dadurch nicht gleich alle Gedanken ans Leben, und fliehet alle gemeinsame Unterhaltung, weil er fühlt, daß es mit ihm niederwärts geht. Ich will die Krankheit studieren, wenn ich gesund bin: bin ich krank, so macht sie wesentlichen Eindruck genug, ohne daß ihr dabey meine Einbildung zu Hülfe zu kommen brauchte. Wir bereiten uns im Voraus auf die Reisen, welche wir zu thun uns vornehmen, und sind dazu entschlossen. Die Stunde, wo wir zu Pferde steigen müssen, schenken wir der Gesellschaft, in der wir uns befinden, und rücken sie ihr zu Gefallen wohl ein wenig weiter hinaus. Aus der Bekanntmachung meiner Lebensweise ziehe ich den unverhofften Vortheil, daß ich mir daraus eine Richtschnur meines Betragens entwerfe. Sie erregt zuweilen die Betrachtung in mir, daß ich die Geschichte meines Lebens nicht verrathen dürfe. Diese öffentliche Erklärung nö-

thigt mich, auf geradem Wege und meiner Gemüthsstimmung treu zu bleiben, die gewöhnlicher Weise weniger entstellt und widersprechend ist, als es die Börsartigkeit und Kränklichkeit des Urtheils der heutigen Welt zugeben will. Meine einfachen schlichten Sitten zeigen eine Gestalt, die leicht zu deuten steht; weil aber ihr Umriß ein wenig neu und ungewöhnlich ist, so macht sie der Verläumdung ein leichtes Spiel. Bey alledem ist es wahr, daß derjenige, welcher mich anzuschwärzen sucht, und doch den Schein behalten will, als ob er kein Wasser trübte, an meinen Unvollkommenheiten, die ich gestehe und bekenne, Blöße genug findet, wohin er nach Herzenslust stoßen kann, ohne mit Windmühlen zu fechten. Deucht es ihm, daß ich die Schnöde seiner Anklage und Entdeckung dadurch abstumpfe, daß ich ihn mit der meinigen zuvorkomme, so ist er wohl befugt, sich durch Erweiterung und Ausdehnung derselben zu seinem Rechte zu verhelfen, (das Recht des Anklägers geht über die Gerechtigkeit hinaus,) und die Gebrechen, deren Wurzeln ich ihm bey mir zeige, zu Bäumen zu vergrößern. Er mache nicht nur von denen Gebrauch, die mir anflehen, sondern auch von denen, welche mich nur bedrohen. Das sind sehr häßliche Laster, sowohl nach Gewicht als Zahl. Mag er mich dadurch zu Boden stürzen. Gern will ich dem Beyspiel des Philosophen Bion nachahmen. Antigonus wollte ihn über die Niedrig-

keit seiner Geburt anstacheln. Er kehrte ihm den Spieß um. „Ich bin, sagte er, der Sohn eines Leibeigenen, eines Fleischers, der gebrandmarkt war und einer feilen Dirne, die mein Vater wegen der Armuth und Niedrigkeit seines Standes heyrathete. Beyde wurden um ihrer Missethaten willen gezüchtigt. Ein Redner kaufte mich als Kind, weil er mich schön und angenehm fand. Dieser hinterließ mir bey seinem Tode sein Vermögen, welches ich hieher nach dieser Stadt Athen gebracht, und mich auf die Philosophie gelegt habe. Laß sich die Geschichtschreiber keine große Mühe geben, Umstände von meinem Leben in Erfahrung zu bringen. Ich will ihnen alles sagen, was daran ist.“ Ein offenes, freyes Bekenntniß erschlaßt die Vorwürfe, und entwaffnet die Schmachrede. Alles richtig berechnet, dünkt mich doch, daß man mich eben so oft über die Grenze hinaus lobe als tadle: so wie mich auch dünkt, daß man auch in Rücksicht auf Stand und Ehre mich von Kindheit an, vielmehr höher, als niedriger setzt, wie mir zukömmt. Ich würde mich in einem Lande, wo der Unterschied der Stände besser geregelt oder ganz verachtet wäre, besser befinden. Wo unter Mannspersonen der Streit über den Vorrang im Gehen oder Sitzen weiter als bis drey Widerreden geht, wird er zur Unhöflichkeit. Ich stehe nicht an, unziemlich nachzugehen oder voranzutreten, um nur einem solchen lästigen Streite

auszuweichen, und niemahls hat noch ein Mensch Lust gehabt, sich über mir zu setzen oder zu stellen, dem ich den Rang nicht willig gelassen hätte. Ausser dem Vortheil, den ich davon habe, über mich und von mir zu schreiben, habe ich davon noch den verhofft, daß, wenn es sich zutragen sollte, daß meine Gemüths- und Gesinnungsart irgend einem Biedermanne anständig wäre und ihm gefiele, er noch vor meinem Ende suchen könnte, mit mir zusammen zu treffen. Ich habe ihm einen großen Vorsprung eingeräumt. Denn alles, was eine lange Bekanntschaft und ein vertrauter Umgang von vielen Jahren ihn über mich gelehrt haben könnte, kann er hier in diesem Verzeichnisse in Zeit von drey Tagen und zwar genauer und sicherer erfahren. Es ist eine sonderbare Grille, daß ich verschiedene Dinge, die ich einem einzelnen Manne nicht ins Ohr sagen möchte, hier der Welt ganz laut und öffentlich sage, und meine treuesten Freunde wegen meiner gehäuften Gedanken und Kenntnisse nach einem Buchladen schicke.

Excutienda damus praecordia.

(Perl. Sat. 5.)

Hätte ich eben so zuverlässig jemand zu finden gewußt, der meinen Wünschen entspräche, ich wäre gewiß sehr weit gegangen, um ihn aufzusuchen. Denn, meiner Meinung nach, kann man die Freude und das Vergnügen eines angenehmen und trau-

ten Gesellschafters nicht zu theuer erkaufen. Wie viel gilt ein Freund? Wie sehr wahr ist der alte Spruch, daß sein Gebrauch nothwendiger und erquickender ist, als die Elemente d s Feuers und Wassers. Aber wieder in mein altes Gleis zu lenken, es ist also kein großes Übel dabey, ferne vom Hause und für sich im Stillen zu sterben. Wir halten es ja für Pflicht, uns zu andern natürlichen Verrichtungen, die weniger schmerzlich ausfallen, und weniger schreckhaft sind, bey Seite zu begeben. Aber auch selbst diejenigen, welche dahin gebracht worden sind, einen großen Theil ihres Lebens in kränkliche Schwachen hinzubringen, sollten vielleicht nicht einmahl wünschen, mit ihrem Jammer eine große Familie zu behelligen. Daher hielten es die Indianer in einer gewissen Provinz für Recht, demjenigen, der in eine solche Noth gerathen war, das Leben zu nehmen; in einer andern ihrer Provinzen überließen sie ihn sich selbst und allein, damit er sich so gut helfen möchte, wie er könnte. Wem werden solche Menschen am Ende nicht lästig, und unausstehlich? Die gemeinen Pflichten erstrecken sich nicht bis dahin. Man lehrt seine besten Freunde mit Gewalt die Grausamkeit, indem man das Herz seiner Frau und Kinder durch lange Gewohnheit zur Härte gewöhnt, so daß sie zuletzt unser Leiden weder fühlen noch bedauern.

Durch mein Achzen über meine Steinschmerzen wird Niemand mehr bewegt. Und wenn man nun auch einiges Vergnügen aus dem Umgange der Unserigen schöpft, (welches nicht immer der Fall ist, wegen der Verschiedenheit des Zustandes, welcher gar leicht gegen jedermann, er sey, wer er sey, Verachtung oder Neid gebührt,) so ging es doch bey alle dem nicht zu weit, ein ganzes Alter hindurch davon Mißbrauch zu machen. Jemehr ich sähe, daß sie sich aus aufrichtigen Herzen meiner wegen Zwang anthäten, jemehr würde ich ihre Mühe bedauern. Wir haben das Recht, uns auf Andere zu lehnen, aber nicht, uns mit unserer ganzen Last über sie herzuwerfen, oder uns so auf sie zu stützen, daß sie darunter biegen und brechen, wie derjenige, welcher junge Kinder schlachten ließ, um sich ihres Blutes zur Heilung einer gewissen Krankheit zu bedienen; oder wie jener Andere, dem man junge, hübsche Mädchen zubrachte, um an ihnen des Nachts seine alten Glieder zu erwärmen, und ihren balsamischen Athem mit seinem schon anrühlichen zu vermischen. Für das hinfällige Alter schickt sich die Einsamkeit. Ich bin gesellig fast bis zur Ausschweifung. Gleichwohl dünkt mich's billig, daß ich nach gerade meine Kunzeln dem Anblick der Welt entziehe, und mit meiner Ernsthaftigkeit, woraus mit der Zeit Grämlichkeit werden kann, keinem fröhlichen Menschen zur Last falle; daß ich mich in meine Schale, wie die Schildkröte,

zurückziehe, und die Menschen betrachten lerne, ohne mich unter sie zu mischen. Mein schleicher Gang würde ihren raschen Schritt nur aufhalten. Es ist Zeit, der Geselligkeit den Rücken zuzuwenden.

Aber, sagt man vielleicht, auf diesen Reisen werdet ihr elender Weise in einer Hütte hängen bleiben, wo es euch an allem fehlen wird. Darauf antworte ich. Die meisten unentbehrlichen Dinge führe ich bey mir, und dazu können wir dem Schicksale nicht entgehen, wenn es solches einmahl darauf anlegt, uns zu verfolgen. Ich bedarf nichts außerordentliches, wenn ich krank bin. Was bey mir die Natur nicht auszurichten vermag, das soll auch nach meinem Willen keine Apothekerbüchse vermögen. Gleich bey dem Eintritt meiner Fieber oder solcher Krankheiten, die mich aufs Lager werfen, so lange ich noch bey Kräften und von der Krankheit nicht erschöpft bin, versöhne ich mich mit Gott, durch die letzten Pflichten eines gläubigen Christen: und finde mich dadurch um so vieles leichter und freyer, daß mich däucht, ich werde mit der Krankheit besser zurecht kommen. Der Advocaten und Notarien bedarf ich noch weniger, als der Ärzte. Was ich nicht bey guter Gesundheit verordnet und festgesetzt habe, davon erwarte man ja nicht, daß ich es in der Krankheit thue. Was ich Lebens und Sterbens halber thun will, ist bereits geschehen. Nicht um einen Tag möchte ich derglei-

hen verschoben, und was noch nicht ausgemacht ist, da hat mich der Zweifel über das, was ich thun soll, zurückgehalten: denn zuweilen ist die beste Wahl nicht zu wählen; oder es kann auch seyn, daß ich wirklich ganz und gar nichts habe thun wollen. Ich schreibe mein Buch für wenige Menschen und für wenige Jahre. Wäre sein Inhalt für eine lange Dauer bestimmt, so hätte ich solchen einer festgebildeten Sprache anvertrauen müssen. Wer kann bey den unaufhörlichen Änderungen, welche bey der unserigen bis auf diese Stunde statt finden, wohl hoffen, daß ihre gegenwärtigen Formen noch nach fünfzig Jahren gebräuchlich seyn werden? Täglich wandelt sie sich unter unsern Händen; und seitdem ich denken kann, hat sie sich um die Hälfte verändert. Wir sagen, unsere Sprache sey jetzt vollkommen und ausgebildet. Eben das sagte jedes Jahrhundert von der Sprache seiner Zeit. Ich bin keinesweges gesonnen, sie derweile sie flieht, und sich immer mehr entstellt, wie sie thut, auf einem Puncte fest zu halten. Es ist die Sache guter und nützlicher Schriften solche zu bestimmen, und das Ansehen der Sprache wird von dem Glück unseres Staates abhängen. Daher trage ich kein Bedenken, einige besondere Artikel einzurücken, die nur jetztlebenden Menschen nützlich seyn können, und die besondere Wissenschaft einiger Leute betreffen, welche darin weiter sehn werden, als die übrigen Leser. Ich

will endlich nicht, daß man, wie ich oft von Verstorbenen sagen hörte, auch über mich streite und behaupte: „Er urtheilte, er lebte so; er wollte dieses; hätte er am Ende seines Lebens gesprochen, so würde er dieses gesagt, jenes gegeben haben; ich kannte ihn besser, als irgend jemand.“ So viel es der Wohlstand immer erlauben will, mache ich hier meine Denkungsart und Meinung bekannt: aber noch lieber und freymüthiger thue ich es mündlich gegen jeden, der davon unterrichtet seyn will. So viel ist ausgemacht, wenn man in diese Aufsätze hineinschaut, so wird man finden, daß ich alles gesagt, wenigstens angezeigt habe, und was ich nicht ausdrücken kann, mit dem Finger andeute.

Verum animo satis haec vestigia parva sagaci
Sunt, per quae possis cognoscere caetera tute.

(Lucr. I. v. 403.)

Ich lasse von mir Nichts zu verlangen oder zu errathen übrig. Wenn man sich von mir unterhalten soll, so will ich, daß es der Wahrheit und Gerechtigkeit gemäß sey. Gern kehrte ich zurück aus der andern Welt, um denjenigen zurecht zu weisen, der mich anders vorstellen wollte, als ich war, thäte er es auch um mir Ehre zu erweisen. Ich werde selbst gewahr, daß man von Lebenden stets anders spricht, als sie sind, und wenn ich nicht mit aller Gewalt einen Freund, den ich verloren habe, bey seiner wahren Gestalt erhalten hätte,

te,

te, so hätte man ihn mir wirklich in tausend Gestalten zerzerret.

Um alles von meinen schwachen Gesinnungen zu bezeugen, was ich weiß; so gestehe ich, daß ich auf meinen Reisen selten in eine Herberge anlange, wo es mir nicht in den Kopf kommt, ob ich darin nicht mit Bequemlichkeit krank seyn und sterben könnte. Ich will, wenn ich kann, gern an einem andern Orte seyn, wo ich allein bin, worin es nicht laut hergeht, nicht schmutzig ist, oder räuchericht, oder stinkend. Ich möchte gern den Tod durch diese kleinfügigen Umstände erträglich machen, oder besser zu sagen, möchte mich gern von allen übrigen Unbequemlichkeiten befreyen, um mit nichts anderm, als mit dem Tode zu schaffen zu haben, der mir an sich selbst, ohne weitere Beschwerlichkeiten, schon genug zu schaffen machen kann. Wenn's nach meinem Willen geht, soll er seinen Theil an der Leichtigkeit und Bequemlichkeit meines Lebens haben. Es ist davon ein großer und wichtiger Zipfel, und hoffe ich nunmehr, daß er nicht schlechter ausfallen soll, als das vorhergegangene. Der Tod hat Formen, wovon die Eine williger ist, als die Andere, und nimmt verschiedene Eigenschaften an, je nachdem Jeder gesinnt ist. Mir scheint unter den natürlichen Formen, diejenige, welche von Schwachheit und Entkräftung entsteht, die sanfteste und erträglichste. Unter den gewaltsamen Todesarten, scheint mir die in einen Abgrund zu stürzen,

schrecklicher, als die, unter dem Einsturz eines Gebäudes ersticket zu werden, und ein Degenstich schlimmer als ein Schuß; auch hätte ich lieber den Schierlingsbecher des Sokrates getrunken als mich, wie Cato, erstochen. Ob es gleich am Ende einerley ist, so empfindet meine Einbildung doch einen Unterschied dabey, wie unter Tod und Leben, mich in einen glühenden Ofen zu werfen, oder in einen flachen Strom. So einfältig sieht unsere Furcht mehr auf die Mittel als auf die Wirkung. Es ist nur ein Augenblick, aber von solchem Gewicht, daß ich gern eine Anzahl meiner Lebensstage davor hingeben möchte, um solchen auf meine Weise durchzugehen. Weil die Fantasie eines jeden mehr oder weniger Herbes dabey empfindet: weil fast Jedermann etwas Wahl bey der Art zu sterben hat, so laßt uns ein wenig weiter suchen, um eine zu finden, die von allem Mißbehagen entblößt ist. Sollte man das Sterben nicht sogar wollüstig machen können, wie die Todesgespielen Antonius und Cleopatra? Ich lasse das tapfere musterhafte Bestreben der Philosophie und Religion jetzt bey Seite. Aber unter mittelmäßigen Menschen haben sich doch welche gefunden, wie zum Beyspiel ein Petronius und ein Tigelinus zu Rom, welche genöthigt waren, sich das Leben zu nehmen, die dem Tod, durch sanfte Vorbereitung, gleichsam einzuschläfern wußten. Sie ließen solchen unter üppigen leichten Zeitvertreiben, deren sie gewöhnlich pflegten, einschlei-

hend herbey treten, unter Liedern und wollüstigen Genuß von Wein und Liebe, ohne an Tröstungen zu gedenken, ohne eines Testaments zu erwähnen, ohne ihre Gedanken auf den Ehrgeiz von Geistesstärke zu richten, oder sich um ihren künftigen Zustand zu bekümmern, unter Spielen, Freuden, Scherzen, leichten witzigen Gesprächen, bey Musik und verliebten Gesängen. Sollten wir diese Entschlossenheit nicht bey einer ehrbaren Fassung nachahmen können? Weil es doch einmahl schickliche Todesarten für Narren, schickliche Todesarten für Weise gibt, so laß uns doch welche suchen, die gut wären für Menschen, die keines von beyden sind. Meine Einbildungskraft zeigt mir eine gewisse Art, die leicht ist, und weil wir doch einmahl sterben müssen, sogar wünschenswürdig. Die Tyrannen von Rom glaubten, sie schenkten einem Verbrecher das Leben, wenn sie ihm über die Art seines Todes die Wahl ließen; aber war nicht Theophrast, dieser so feine, so bescheidene, so weise Philosoph, durch die Vernunft gezwungen worden, diesen durch Cicero latinisirten Vers

Vitam regit Fortuna, non Sapiencia.

(Tusc. quaest. V. 3.)

herzusagen? Das Schicksal befördert die Leichtigkeit des Handels über mein Leben, indem es solche Umstände herbeygeführt hat, daß jetzt die Meinigen dabey weder gewinnen noch verlieren können.

Diese Lage hätte ich mir in jedem Zeitalter meines Lebens gefallen lassen. Aber da jetzt der Augenblick herannaht, meine Brocken zusammenzukehren, und mein Bündel zu schnüren, mache ich mir die größte Freude daraus, den Meinigen weder Vergnügen noch Mißvergnügen durch meinen Tod zu veranlassen. Das Schicksal hat es durch eine günstige Veranlassung so zu stellen gewußt, daß diejenigen, die durch meinen Tod einen wesentlichen Gewinn erhalten, auf einer andern Seite, zusammen genommen, einen wesentlichen Verlust leiden. Der Tod wird uns oft dadurch zur Last, daß er andern nachtheilig wird, und uns ihres Vortheils wegen eben so wichtig als unseres eigenen wegen ist, und zuweilen noch mehr.

Bey dieser Bequemlichkeit einer Herberge, welche ich suche, ziehe ich Pracht und Überfluß in gar keinen Betracht: das sind Dinge, die ich vielmehr hasse. Aber wohl eine gewisse einfache Keuschheit und Schicklichkeit, die man häufiger in Orten antrifft, wo weniger Kunst herrscht, und wo sich die Natur mit ihrer eigenen Anmuth aufzuhalten pflegt. Non ampliter sed munditer, convivium. Plus falis quam sumptus. (Cornel. in vita Attici, c. 12.) Wer in tiefem Winter, in Geschäften, über die Schweizergebürge reisen muß, hat sich vor den Lawinen in Acht zu nehmen. Ich, der ich oft bloß zu meinem Vergnügen reise, lasse mich auf solche Fährlichkeiten nicht ein. Ist der

Weg zur Rechten böß, so gehe ich links. Will es mit meinem Reiten nicht recht fort, so liege ich still. Und indem ich's so mache, so sehe ich wahrlich nichts, das mir nicht eben so angenehm und bequem wäre, als meine Heymath. Wahr ist es, ich finde den Überfluß beständig überflüssig, und muß bemerken, daß mir Üppigkeit und Fülle immer zuwider sind. Habe ich etwas Sehenswürdiges vorbeigelassen, so gehe ich zurück: mich bringt nichts aus dem Wege. Ich schreibe mir nie eine gewisse, weder gerade noch krumme Linie vor. Finde ich, wohin ich gehe, das nicht, was man mir gesagt hat, wie es sich denn oft trifft, daß die Urtheile anderer mit den meinigen nicht übereinstimmen, und wie ich sie am öftersten falsch finde, so beklage ich mich darüber nicht. Alsdann habe ich gelernt, daß das, was man sagte, nicht ist.

Meine Leibesbeschaffenheit ist so frey, mein Geschmack so wenig einseitig, als ihn irgend jemand nur haben kann. Die Verschiedenheit der Gebräuche und Weisen einer Nation vor der andern, fällt mir nicht weiter auf, als durch das Vergnügen ihrer Verschiedenheit. Jede Sitte hat ihren Grund. Ob man mir zinnerne, hölzerne oder irdene Teller auflegt, Gefochtes oder Gebratenes vorsetzt, mit Butter oder mit Dehl, mit Nuß- oder Olivendöhl, warm oder kalt, alles gilt mir gleich. Und so gleich, daß ich bey zunehmendem

Alter diese gleichmüthige Denkungsart fast tadelte, und lieber wünschte, daß ein verzärtelter und mehr wählender Geschmack meiner unbesonnenen Eklust Einhalt thäte, und meinem Magen zu Hülfe käme. Wenn ich außerhalb Frankreich gereiset bin, und man mich, um mir recht höflich zu begegnen, gefragt hat, ob ich auf französische Art bedient seyn wollte, habe ich allemahl darüber gespottet, und mich immer an den Tisch gesetzt, woran sich die meisten Ausländer befanden. Ich schäme mich immer, wenn ich unsere Landsleute sehe, die in ihrer eigenen Sitte so verliebt sind, daß sie über alles stuzig werden, was damit nicht übereinkommt. Sie scheinen außer ihrem Elemente zu seyn, wenn sie über die Grenzen ihres Dorfleins hinaus gehen. Wo sie hinreisen, halten sie sich an ihre Gebräuche und Weisen, und verabscheuen die fremden. Finden sie einen Landsmann in Hungarn, so thun sie entsezlich föhlich über den Fund, einigen und heften sich auf das innigste an einander, und verdammen dreist weg die barbarischen Sitten, welche sie sehen. Warum sollten sie nicht barbarisch seyn, sie sind ja nicht französisch? Und noch sind die die geschicktesten, welche dergleichen kennen gelernt haben, und böse davon zu reden wissen. Denn die meisten reisen nur aus, um wieder heimzukehren; reisen mit einsylbiger und ungesprächiger Klugheit bedeckt und verwahrt, und beschützen sich vor der

Ansteckung einer unbekanntten Luft. Was ich von ihnen sage, erinnert mich an etwas ähnliches, das ich zuweilen an unseren jungen Hofleuten bemerkte. Sie halten sich nur zu Leuten ihres Geschlechters. Sie betrachten uns als Menschen von der andern Welt, mit Geringschätzung oder Mitleiden. Man nehme ihnen ihr Gespräch über die Mystereien des Hofes, so sind sie wie Fische außer dem Wasser. Eben so unwissend und unanstellig für uns, als wir es für sie sind. Man sagt sehr wahr, daß ein Biedermann allenthalben daheim ist. Ich hingegen wallfahrte, weil ich unserer Sitten und Gewohnheiten übersatt bin. Nicht um Gasconier in Sicilien zu suchen; ich lasse deren genug in meiner Heymath zurück. Ich suche vielmehr Griechen und Perser; an die schließe ich mich an; sie betrachte ich; darauf gehe ich aus, und darauf lege ich mich. Noch mehr! Mich dünkt, daß ich wenig Sitten angetroffen hätte, die schlechter wären, als die unsrigen. Ich bette mich mit wenigem, denn kaum habe ich meine Wetterfahnen aus dem Gesichte verloren.

Ubrigens sind die meisten Gesellschaften, auf welche man unterwegs stößet, mehr lästig als angenehm. Ich lasse mich selten damit ein, am wenigsten jetzt, da mich das Alter gewissermaßen zum Sonderling macht, und die gewöhnliche Lebensweise lästig finden läßt. Wir zwingen uns Andern zu gefallen, oder Andre zwingen sich aus

Achtung für uns. Eins wie das Andere ist beschwerlich; das Letzte dünkt mich aber das drückendste.

Es ist ein feltner Glücksfall, wenn er sich aber ereignet, eine große Erleichterung, einen redlichen Mann, von klarem Verstande, und von Sitten, die mit den unsrigen eingreifen, zu finden, der uns auf unsern Reisen begleitet. Mir ist er auf allen meinen Reisen schwerlich abgegangen. Aber man muß auch einen solchen Gesellschafter schon daheim gewählt und erworben haben. Kein Vergnügen hat Reiz für mich, wenn ich solches nicht mittheilen kann. Nicht einmahl ein starker Gedanke kann in meiner Seele aufsteigen, daß ich mich nicht ärgre, wenn ich ihn allein erzeugt, und Niemanden um mich habe, dem ich solchen bekannt machen könnte. *Si cum hac exceptione detur sapientia, ut illam inclusam teneam nec enunciem, rejiciam.* (Sen. ep. 6.) Jener Andere stimmt noch um einen Ton höher. *Si contigerit ea vita sapienti, ut omnium rerum affluentibus copiis, quamvis omnia, quae cognitione digna sunt, summo otio secum ipse consideret, et contempletur: tamen si solitudo tanta sit, ut hominem videre non possit, excedat e vita.* (Cic. off. I. 34.) Die Meinung des Archytas gefällt mir sehr, daß selbst das Herumreisen im Himmel und in jenen großen und göttlichen Weltkörpern unangenehm seyn würde, wenn man keinen trau-

ten Gesellschafter bey sich hätte. (Cicero de amicis.) Noch besser ist es aber, allein zu seyn, als in langweiliger unverständiger Gesellschaft. Aristippus mochte gern allenthalben als Fremder leben: ich

Me si fata meis paterentur ducere vitam
Auspiciis;

(Aeneid. IV. 340.)

möchte gern beständig im Sattel sitzen,

--- --- Visere gestiens,
Qua parte debacchentur ignes,
Quae nebulae pluviique rores.

(Horat. Od. III. 3.)

„Haben Sie keinen gemächlichen Zeitvertreib? Woran fehlt's Ihnen? Liegt Ihr Haus nicht in einer schönen gesunden Gegend? ist es nicht hinlänglich genug versehen? Nicht mehr als hinlänglich versehen? Hat nicht Sr. königlichen Majestät in aller ihrer Pracht und Herrlichkeit mehr als Einmahl darin geherbergt? Läßt Ihre Familie, in der Rangordnung, nicht viel mehrere unter sich, als sie über sich hat? Haben Sie etwa ein heimliches Hünerauge in ihrem Schuhe, das Sie drückt, und das Sie zu Hause nicht los werden können?

Quae te nunc coquat et vexet sub pectore fixa.

(Ennius.)

„Wo meinen Sie wohl, ganz ohne Sorgen und Unruhe leben zu können? Nunquam simpliciter fortuna indulget. (Q. Curt. IV. 14) Merken Sie es doch nur, daß nur Sie selbst sich zu Last fallen, daß Sie sich allenthalben folgen, und allenthalben Ursach zu klagen finden werden: denn hienieden gibt es keine Zufriedenheit, als für Engel- oder Thierseelen. Wer mit so günstigen Umständen kein Gnügen hat, wo denkt er es zu finden? Wie vieler tausend Menschen Wünsche reichen nicht einmal so weit, als Ihr wahrer Besitz geht? Bessern Sie sich nur selbst: denn das steht ganz bey Ihnen; wohingegen Sie wider das Schicksal kein ander Recht haben, als sich zu bescheiden. Nulla placida quies est, nisi quam ratio composuit. (Seneca ep. 56.)“

Ich sehe die Richtigkeit dieser Weisung, und sehe sie sehr wohl. Aber man hätte kürzer und noch treffender mit Einem Worte zu mir sagen können: „Sey weise!“ Dieser Entschluß liegt außer den Grenzen der Weisheit. Er ist ihr Werk und ihr Erzeugniß. So machts der Arzt, wenn er einem armen Kranken zuschreyt: er solle fröhlich seyn! Er würde ihm einen etwas vernünftigeren Rath geben, wenn er zu ihm sagte: „Sey gesund!“ Ich meines Theils bin nur ein Mensch von gemeinen Schlage. Es ist eine heilsame, untrügliche und leicht begreifliche Vorschrift: „Begnüge dich mit dem, was dein ist!“ Das heißt,

mit der Vernunft. Die Ausführung aber wird mir schwer, wie dem Weisen. Es ist eine Alltags Lehre, aber von einem fürchterlich großen Umfange. Was liegt nicht alles darin? Jedes Ding hat sein Maaß und Ziel. Ich weiß wohl, daß, wenn man es buchstäblich nehmen will, dieses Vergnügen am Reisen von einer gewissen Unruhe und Unstätigkeit zeugt. Auch sind dieses eigentlich unsere vornehmsten und herrschendsten Eigenschaften. Ja ich gestehe es, ich sehe nicht einmahl im Traume oder in meinen Wünschen, woran ich mich festhalten könnte; die einzige Abwechslung und der Besitz der Veränderlichkeit lohnen mir, wenn anders etwas mir Lohn gewähren kann. Beym Reisen gewährt mir das an sich selbst schon Vergnügen, daß ich mich ohne Nachtheil und Vortheil aufhalte, wo ich will, und daß selbst das Reisen in meiner freyen Willkühr steht. Ich liebe das eingezogene Leben, weil ich es aus eigener freyer Wahl liebe: nicht deswegen, weil mir Talente und Fähigkeiten zum öffentlichen Leben fehlten, für welches ich vielleicht eben so gut geschaffen wäre. Ich diene meinem Fürsten um so freudiger, weil es aus freyer Überzeugung meines Verstandes, und nicht aus besonderer Verbindlichkeit geschieht, und weil ich dazu weder genöthigt, noch davon ausgeschlossen bin, so daß ich etwa als Ubelgesinnter zu keinem Posten tauglich erfunden würde: und so im übrigen. Ich mag keinen Bissen, den mir die Noth zuschneidet.

Jeder Vorzug würde mir die Kehle zuschnüren,
wenn ich davon allein abhängen sollte.

Alter remus aquas, alter mihi radat arenas.

(Propert. III. 3.)

Ich muß mehr als eine Sehne an meinem Bogen haben. Bey diesem Zeitvertreibe, sagen Sie, waltet Eitelkeit vor. Wo waltet die nicht? Selbst Ihre schönen Lehren sind eitel, und eitel alle Weisheit. „Der Herr weiß der Weisen Gedanken, daß sie eitel sind.“ Dergleichen feine Spitzfindigkeiten schicken sich nur auf die Kanzel als Beweisgründe, die uns gestiefelt und gespornt in die künftige Welt schicken sollen. Das Leben besteht in einer materiellen und körperlichen Bewegung, in unvollkommenen unregelmässigen Handlungen besteht sein Wesen. Ich bemühe mich, solchem Wesen zu gnügen.

Quisque suos patimur manes.

(Aeneid. VI. 743.)

Sic est faciendum ut contra naturam universam non contendamus; ea tamen conservata, propriam sequamur. (Cic. de off. I. 31.) Wozu sollen diese hohe Spizen der Philosophie, auf welche sich kein menschliches Wesen erheben kann? Wozu die Regeln, die unsere Kräfte und unser Vermögen übersteigen?

Ich sehe oft, daß man uns ein Bild des Lebens entwirft, welches weder der Lehrer noch der Zuhörer zu erreichen hoffen können, ja, welches noch schlimmer ist, zu erreichen nicht einmahl Lust haben. Von dem nämlichen Bogen Papier, auf welchen der Richter das Urtheil eines Ehebrechers niedergeschrieben hat, reißt er einen Zipfel ab, um darauf ein Liebesbriefchen an die Frau seines Beyßigers zu schreiben. Die gefällige Gattinn eures Nachbars, die euch eben den Minnesold gestattet, wird in demselben Augenblicke, selbst noch in eurer Gegenwart, ein erbärmllicheres Geschrey über eine ähnliche Schwachheit ihrer Gespielinn erheben, als Portia thun würde. Und mancher verdammt Menschen zum Tode, wegen solcher Verbrechen, die er nicht einmahl für Fehler hält. Ich habe in meiner Jugend einen Ehrenmann gekannt, der dem Volke mit einer Hand gar treffliche Verse, voller Schönheit und üppiger Bilder hinhielt, und mit der andern Hand, in eben dem Augenblicke, die allerschärfste theologische Strafpredigt, womit seit langer Zeit die christliche Welt heimgesucht ward. So sind die Menschen! Man läßt die Gesetze und Vorschriften den einen Weg hingehen, und wir halten uns auf einem andern: nicht bloß aus Sittenlosigkeit, sondern oft aus entgegenstehender Meinung und widrigem Urtheile. Man höre eine philosophische Abhandlung vorlesen. Ihre Erfindung, ihre Beredsamkeit, ihre Gehörigkeit

wirkt augenblicklich auf euren Verstand, und rührt euch. Aber kein Wort trifft oder beißt euer Gewissen: darauf wird keine Rücksicht genommen. Nicht wahr? Wohl sagte Ariston: „Weder ein Bad, noch eine Lehre taugt etwas, wenn sie nicht rein waschen und den Schmutz wegnehmen.“ (Plutarch. de audiend. c. 8.) Man darf sich freylich bey der Rinde aufhalten; aber erst alsdann, wenn man das Mark herausgenommen hat: so wie einer, der guten Wein aus einem schönen Becher trank, wohl das Schnitzwerk und die Form des Bechers betrachten mag: Unter allen Zunftgenossen der alten Philosophie wird man finden, daß eben derselbe Lehrschmidt Regeln der Mäßigkeit vorschrieb, und zugleich Bücher der Liebe und Lieberlichkeit bekannt machte. Xenophon schrieb im Schooße des Klinias gegen die Aristippische Jugend. Nicht, als hätte eine überirdische Befehlung sie gleichsam, wie Wogen und Wellen gestrieben; sondern Solon stellte zuweilen sich selbst, zuweilen den Gesetzgeber vor, sprach bald für den großen Haufen, bald allein für sich. Sich selbst aber ließ er Freyheit und Natur zu Staaten kommen, weil er seiner festen vollkommenen Gesundheit traute.

Curentur dubii medici; majoribus aegri.

(Juv. Sat. XIII. 124.)

Antisthenes erlaubte dem Weisen zu liebent

und nach Gefallen zu thun, was ihm behäglich sey, ohne sich um die Geseze zu bekümmern, weil er es besser verstehe, als die Geseze, und eine bessere Kenntniß von dem habe, was Tugend sey. Sein Schüler Diogenes sagte: den Leidenschaften solle man die Vernunft entgegenstellen; dem Glücke Zuversicht und Entschlossenheit; den Gesezen die Natur. Schwachen Mägen muß man künstlich zubereitete Gerichte geben; ein tüchtiger Magen nimmt mit einfacher Kost vorlieb. So machen es unsere Ärzte, welche Melonen essen, und frischen Wein trinken, derweile sie ihre Patienten an Syrup und Brotwasser halten. „Ich weiß nicht, sagte die berühmte Lais, was für Bücher sie schreiben, was für Wissenschaft, was für Philosophie sie treiben; aber diese Leute klopfen eben so oft an meine Thüre als andere.“ Weil unsere Zügellosigkeit uns immer über die Grenze des Erlaubten hinaustreibt, hat man die Vorschriften und Geseze unseres Lebens oft enger beschränkt als die allgemeine Vernunft, und das Naturgesez erfordert.

Nemo satis credit tantum delinquere, quantum Permittas.

(Juvenal. Sat. XIV. 233.)

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein besseres Verhältnis zwischen den Gebothten und dem Gehorsam obwalten möchte, und scheint das Ziel ungerecht

zu seyn, welches so weit hinausgestellt ist, daß Niemand es erreichen kann. Auch der ehrlichste Mensch, wenn er alle seine Handlungen und Gedanken, nach den Gesetzen, genau untersucht, wird finden, daß er in seinem Leben wenigstens zehn Mal den Galgen verdient hat. Ja sogar solche Menschen, um die es äußerst schade und äußerst ungerecht wäre, wenn sie diese Strafe erleiden sollten.

--- --- Ole, quid ad te

De cute quid faciat ille vel illa sua?

(Martial. VII. 9.)

Wogegen andere kein Gesetz beleidigen, und deswegen doch von keinem tugendhaften Manne das geringste Lob verdienen, so, daß ihnen die Philosophie mit allem Recht die Staupe geben lassen könnte. So ungleich und verschroben ist dieses Verhältniß. Wir sind bey weitem noch keine rechtschaffene Menschen in den Augen Gottes. Wir können es nicht einmahl in unsern eigenen seyn. Die menschliche Weisheit hat noch niemahls alle Pflichten erfüllt, welche sie sich selbst auferlegt hat; und wenn sie dahin gelangt wäre, so würde sie sich wieder andere vorschreiben, die noch weiter hinauslägen, und nach deren Erfüllung sie beständig trachten würde. So sehr ist unser Zustand ein Feind von aller festen Bestimmung. Der Mensch macht sich selbst solche Vorschriften, nach welchen er nothwendiger Weise in Vergehungen fallen muß.

Es

Es ist eben nicht sehr kfliglich gehandelt, seine Verbindlichkeiten nach dem Maafse eines andern und nicht nach seinem eigenen auszumessen. Warum gibt er Gesetze, von welchen er vorher weiß, daß niemand sie halten wird? Däucht es ihm ungerrecht, wenn einer das nicht thut, was ihm unmöglich ist zu thun? Die Gesetze, welche uns zu Dingen verbinden, die wir nicht vermögen, bestrafen uns über unser Unvermögen.

Höchstens mag diese unförmliche Freyheit, sich von zwey Seiten zu zeigen, wo die Handlungen auf der einen, und die Reden auf der andern sind, denjenigen erlaubt seyn, die nur von Sachen sprechen, kann es aber demjenigen nicht seyn, welcher von sich selbst redet, wie ich thue. Meine Feder muß eben so festen Schritt halten, als meine Füße. Das gemeinsame Leben muß allem übrigen Leben entsprechen. Die Tugend des Cato war kräftiger und über sein Zeitalter erhaben, wie es sich für einen Mann geziemte, der andere führen und leiten sollte, und dem Besten des Staats gewidmet war. Man könnte sagen, es wäre eine Gerechtigkeit, die, wo nicht ungerrecht, doch wenigstens eitel und außer ihrem Plaze war. Selbst meine Sitten, welche von den gangbaren kaum einen Daumen breit abweichen, machen mich gleichwohl ein wenig mürrisch über meine Zeitgenossen und ungesellig. Ich weiß nicht, ob ich ohne Ursach mißvergnügt über die Welt bin, mit welcher ich

Umgang habe; das aber weiß ich, ich hätte Unrecht, wenn ich mich beklagte, daß die Welt mit mir unzufrieden ist, da ich es mit der Welt bin. Die für die öffentlichen Geschäfte bestimmte Tugend muß ihre eigenen Falten, Fugen und Handhaben haben, um sich in die menschlichen Schwächen und ihre künstliche Vermischung zu finden, und anwenden zu lassen; weder ganz gerade noch rein, noch steif, noch durchaus unschuldig seyn. Die Geschichte macht bis auf den heutigen Tag einem unserer Könige Vorwürfe darüber, daß er dem gewissenhaften Überredungen seines Beichtvaters zu buchstäblich nachgegeben habe. Die Staatsgeschäfte haben weit kühnere Vorschriften.

--- --- exeat aula

Qui volet esse pius.

(Lucan. VIII. 403.)

Ich machte ehemals den Versuch, im Dienst der öffentlichen Geschäfte, die Meinungen und Lebensregeln eben so neu, rauh, ungefeilt, und ungeglättet anzuwenden, als sie mir angeboren oder durch die Erziehung eigen geworden sind, wie ich mich ihrer, wo nicht bequem, wenigstens sicher für mein häusliches Leben bediene (eine scholastische und Neulingstugend!) und fand solche unbrauchbar und gefährlich. Derjenige, welcher sich in ein großes Gedränge begibt, muß sich durchwinden, die Ellenbogen an sich ziehen, zurück

oder vornwärts gehen, ja selbst von dem geraden Wege abweichen, so wie es die Umstände erfordern. Er muß nicht sowohl nach seiner eigenen Einsicht leben, als nach der Meinung Anderer: nicht nach dem, was er sich selbst vorsezt, sondern nach dem, was man ihm vorschreibt: wie es die Zeit, die Menschen, und die Geschäfte verlangen. Plato sagt: es sey für denjenigen, der von der Verwaltung öffentlicher Geschäfte mit reinen Schuhen davon komme, ein großes Wunder, daß er so davon komme. Auch sagt er, wenn er seinen Philosophen zum Vorsteher eines Staats macht, er wolle damit nicht gesagt haben, daß es eine verderbte Staatseinrichtung seyn solle, wie die von Athen; noch viel weniger also die unsrige, wobey die Weisheit selbst weder Anfang noch Ende zu finden wüßte. Ein schönes Gewächs, das in einem seiner Natur widersprechenden Boden verpflanzt wird, nimmt viel leichter die Natur des Bodens an, als daß sie solchen nach sich umformte. Ich fühle wohl, daß ich mich gar sehr ändern und umbilden müßte, wenn ich mich solchen Geschäften ganz und gar widmen sollte. Wenn ich auch das über mich erhalten könnte (und warum sollte ich das nicht durch Zeit und Mühe erhalten können?) so möchte ichs nicht. Durch das Wenige, was ich in diesem Berufe versucht habe, ist er mir völlig zuwider geworden. Ich fühle zuweilen wohl etwas in meiner Seele, das nach einer Versuchung zum Ehr-

geize schmeckt; allein ich steife mich und halte mich fest auf die Gegenseite.

At tu, Catulle, obstinatus obdura,

(Catull. carm. IX. 19.)

Man fordert mich nicht dazu auf, und ich strecke eben so wenig meine Hände darnach aus. Die Freyheit und der Müßiggang, zwey meiner Lieb-
lingseigenschaften, sind Eigenschaften, welche je-
nem Gewerbe geradesweges entgegenstehen. Wir
verstehen uns nicht darauf, die Fähigkeiten der
Menschen richtig zu beurtheilen. Sie haben ihre
Verschiedenheiten und Grenzen, welche so zart sind,
daß ihre Auswahl sehr schwer ist. Der Schluß ist
falsch, den man von der Geschicklichkeit, ein Haus-
wesen zu führen, auf die Geschicklichkeit macht,
ein Staatsamt zu verwalten. Mancher führt sich
selbst recht gut, der andere nicht gut zu führen
weiß, und Versuche macht, die er unvollendet lie-
gen läßt. Mancher weiß recht gut eine Belage-
rung anzuordnen, der keine Feldschlacht anzuord-
nen wüßte, und spricht sehr gut in kleinen Gesell-
schaften, obwohl ihm eine Anrede an das Volk,
oder an einen Fürsten schlecht gelingen würde. Ja
vielleicht, wenn jemand das eine kann, ist solches
ein Beweis, daß er das andere nicht könne. Ich
finde, daß hohe Geister eben so ungeschickt zu nie-
drigen Geschäften sind, als niedrige Geister zu ho-
hen. War es glaublich, daß Sokrates dadurch

den Atheniensen auf seine Kosten zu lachen geben würde, daß er niemahls damit zu recht kommen konnte, die Stimmen seiner Zünfte richtig aufzunehmen und darüber dem Rath einen ordentlichen Bericht abzustatten? In der That, die Ehrerbietung, die ich für die Vollkommenheiten dieses Mannes hege, verdient, daß sein Schicksal ein so prächtiges Beyspiel zur Entschuldigung meiner hauptsächlichlichen Schwachheiten hergebe. Unsere Geschicklichkeiten haben ihre Längen und Breiten. Die meinige hat keine Breite und eine gar geringe Länge. Saturnius sagte zu denjenigen, die ihm das Oberkommando aufgetragen hatten: „Lieben Freunde, ihr habt einen guten Offizier verloren, um aus ihm einen schlechten Feldherrn zu machen.“

Wer sich in einer so erbarmungswürdigen Zeit, wie die unsrige, rühmt, zum Dienste der Welt eine unbestochene aufrichtige Tugend anzuwenden, der kennt sie entweder nicht, weil seine Denkart durch seine Sitten verdorben ist. (In der That höre man nur, wie sie solche Sitten schildern, höre man, wie die meisten ihr Betragen herausstreichen, und ihre Sittenlehre bilden: anstatt die Tugend zu schildern, mahlen sie die nackte Ungerechtigkeit und das Laster, und nach solchem falschen Vorbilde wollen sie Prinzen erziehen!) oder, wenn er solche kennt, so rühmt er sich mit Unrecht, und thut, was er auch sagen mag, tausend Dinge, worüber sein Gewissen ihn anklagt.

Ich möchte der Erfahrung des Seneca, die er bey einer ähnlichen Gelegenheit machte, sehr gern glauben, wenn er gegen mich darüber ganz offenherzig herausgehen wollte. Das ehrwürdigste Anzeichen der Güte besteht in solcher Verlegenheit darin, wenn man seine eigenen Fehler und die Fehler anderer aufrichtig bekennet, sich mit aller Macht der Neigung zum Bösen widersetzt, und mit bessern Hoffnungen und bessern Wünschen gegen diesen Abfall ansteigt. Ich bemerke bey diesen Spaltungen Frankreichs, bey dieser Zwietracht, worin wir gefallen sind, daß jeder Theil sich alle Mühe gibt, seine Sache zu vertheidigen, selbst aber auch die Besten, mit Verstellung und Trug. Wer darüber ohne Zurückhaltung schreiben wollte, schriebe verwegen und fehlerhaft. Selbst die gerechteste Partey ist noch immer ein Glied eines wurmfichigen faulen Körpers; aber an einem solchen Körper heißt das wenigstangefressene Glied gesund, und zwar mit Recht, weil unsere Eigenschaften ihre Benennung nur durch Vergleichung erhalten. Man mißt die bürgerliche Unschuld nach Ort und Zeit. Ich möchte wohl, daß uns Xenophon Folgendes zum Lobe des Agesilaus aufbewahrt hätte. Als dieser von einem benachbarten Prinzen, mit welchem er ehemals Krieg geführt hatte, gebeten ward, er möge ihn durch sein Land ziehen lassen, verwilligte er solches, gewährte ihm freyen Durchzug durch das Peloponnesische, und unterließ nicht nur

ihn gefangen zu nehmen, oder zu vergiften, da er ihn in seiner Gewalt hatte, sondern nahm ihn sehr freundschaftlich auf, und ohne ihm das geringste zu Leide zu thun, nach dem Inhalte seines Versprechens. Nach den Gesinnungen der damaligen Zeit will dieß wenig sagen. Anderwegen und zu andern Zeiten wird man von der Aufrichtigkeit und Größe einer solchen Handlung mehr Aufhebens machen. Einfältige Schulknaben werden darüber spotten. So wenig ähnelt die Lacedaemonische Unschuld der Französischen. Wir haben allerdings noch unsere tugendhaften Männer; aber auf unsere eigene Weise. Wer mit seinen Sitten und ihrer Richtschnur höher steht als seine Zeitgenossen, der muß seine Sitten und ihre Richtschnur nach seiner Zeit herabstimmen oder, was ich ihm lieber rathe, sich in die Einsamkeit begeben, und nichts mit uns zu schaffen haben. Was kann er bey uns gewinnen?

Egregium sanctumque virum si cerno, bimembri
 Hoc monstrum puero, et miranti jam sub aratro
 Piscibus inventis, et foetæ comparo mulæ.

(Juvenal. Sat. XIII. 64.)

Man kann auf bessere Zeiten mit Sehnsucht zurück sehen, aber nicht der gegenwärtigen entfliehen. Man kann andere Dbrigkeiten wünschen, man muß aber demohngeachtet den jetzigen gehorchen, und vielleicht ist mehr Verdienst bey dem Gehorsam

gegen schlechte, als gegen gute. So lange noch das Bild der alten und angenommenen Geseze dieser Monarchie in irgend einem Winkel derselben sichtbar ist, bleibe ich darin gepflanzt. Sollten sie unglücklicher Weise dahin gerathen, daß sie sich einander widersprächen und hinderten, und zwey Parteyen hervorbrächten, worunter die Wahl zweifelhaft und schwer wäre, so würde meine Wahl gern dahin gehen, zu entweichen und mich diesem Sturme zu entziehen. Gleichwohl kann die Natur mir dabey die Hand reichen, oder auch der Zufall des Kriegs. Zwischen Cäsar und Pompejus hätte ich mich ohne Umstände erklärt; aber zwischen den drey Räubern, die auf die beyden vorigen folgten, hätte ich mich entweder verbergen oder dem günstigen Winde folgen müssen; welches ich für erlaubt halte, wenn die Vernunft nicht länger das Ruder führt.

Quo diversus abis?

(Aeneid. V. 166.)

Dieses Gemengsel liegt ein wenig außer meinem Text. Ich verirre mich, aber vielmehr aus Muthwillen, als aus Vergessenheit. Meine Einfälle hängen zusammen, aber zuweilen ein wenig locker. Sie verlieren sich einander nicht aus den Augen: nur ist der Gesichtspunct manchmal ein wenig verrückt. Ich habe wohl meine Augen auf ein gewisses Gespräch des Plato (Phädrus) geworfen, das ziemlich bunt und schäffigt ist, mit

der Liebe beginnt, und hinterher von der Redekunst handelt. Meine Art zu denken fürchtet diese Wandelbarkeit nicht, und mag sich gar gerne vom Winde herum kollern lassen, oder wenigstens so scheinen. Die Überschrift meiner Kapitel erschöpft nicht allemahl ihren Inhalt. Zuweilen deutet sie solche nur durch ein kleines Zeichen an, wie die Alten mit dem Namen Andria, den Verschnittenen: oder Sylla, Cicero, Torquatus. Ich mag den hüpfenden, springenden Gang der Poesie wohl leiden. Es ist, wie Plato sagt, eine leichte, flüchtige Dämonische Kunst. Unter den Werken des Plutarchs befinden sich einige, wo er sein Thema vergißt, wo sich seine angekündigte Materie nur nebenher befindet, und ganz unter fremdem Stoffe versteckt liegt. So ist sein Gang in der Abhandlung über den Schutzgeist des Sokrates. Himmel, welche Anmuth und Schönheit zwischen diesen Variationen und Ausweichungen! Und am meisten da, wo sie das Ansehen von Nachlässigkeit und Zufall haben. Der unaufmerksame Leser ist es, der meinen Hauptgegenstand aus den Augen läßt, nicht ich. Es wird sich immer in irgend einem Winkel ein Wort darüber finden, das dem ungeachtet hinreichend bleibt, ob es gleich kurz und gedrängt ist. Ohne Zwang und tiefes Überlegen gehe ich der Veränderung nach. Eben so schweifen auch meine Schreibart und mein Witz umher. Besser ein Quentlein Thorheit, als ein

Pfund Narrheit, sagen die Vorschriften unserer
 Meister, und noch deutlicher ihre Beyspiele. Tau-
 send Poeten kriechen und schleppen sich ganz pro-
 faisch fort; aber die bessere Prosa der Alten (die
 ich hier ohne Unterschied mit den Versen einstreue)
 glänzt allenthalben von poetischer Kühnheit und
 Stärke, und verräth einen Theil ihrer Begeiste-
 rung. Man muß ihr wohl das Meisterwort, und
 den Vorzug in aller Rednerey zugestehen. Der
 Dichter, sagt Plato, spricht wenn er auf dem Drey-
 fuß der Muse sitzt, wüthend alles heraus, was
 ihm auf die Zunge kömmt, wie die Röhre eines
 Springbrunnens, ohne es vorher zu sichten und
 zu erwägen, und entfahren ihm Sachen von ganz
 verschiednen Farben, von widersinnigem Gehalt,
 und mit unterbrochenem Fluß. Und die alte Theo-
 logie ist durchaus Poesie (sagen die Gelehrten)
 und die erste Philosophie. Es ist die Ursprache
 der Götter. Ich will, daß die Materie sich selbst
 unterscheide. Sie zeigt hinlänglich an, wo sie
 sich ändert, wo sie schließt, wo sie anfängt, wo
 sie wieder anknüpft, ohne die Worte durch Näthe
 und Hefte in einander zu verschlingen, wie es
 zum Vorthail schwacher oder nachlässiger Ohren
 eingeführt ist, und ohne mich selbst zu commen-
 tiren. Wer wollte nicht lieber ganz ungelesen
 bleiben, als schlafend oder flüchtig gelesen wer-
 den? Nihil est tam utile, quod in transitu pro-
 fit. (Seneca ep. 2.) Wenn Bücher in die Hand

bringen, eben so viel hieße, als sie in den Kopf bringen; wenn in Bücher sehen so viel hieße, als in den Inhalt hineingehen; wenn das Kauen einer Materie so viel hieße, als das Verdauen; so hätte ich Unrecht, mich für ganz so unwissend auszugeben, als ich mich nenne. Weil ich die Aufmerksamkeit des Lesers nicht durch die Wichtigkeit des Inhalts fesseln kann: manco male, so kann es sich vielleicht gebühren, daß ich ihm durch mein Gewirre aufmerksam mache. Was thuts nachher, wenns ihn gereuet, sich darauf eingelassen zu haben? Die Schuld ist zwar mein: doch hat er immer Zeitvertreib dabey gehabt. Und am Ende giebt es Leute, die sich aus der Verständlichkeit eines Buchs nichts machen, die mich desto höher schätzen werden, je weniger sie wissen, was ich habe sagen wollen. Aus der Dunkelheit meiner Gedanken werden sie auf die Tiefe ihres Inhalts schließen; welche Dunkelheit, die Wahrheit zu sagen, ich nur gar nicht liebe, und vermeiden würde, wenn ich es nur recht anzufangen wüßte. Aristoteles rühmt sich an irgend einer Stelle, daß er mit Fleiß dunkel zu seyn suche. Das dünkt mich fehlerhaft. Weil die so häufigen Einschnitte der Kapitel, die ich zu Anfang machte, mir die Aufmerksamkeit zu unterbrechen schienen, bevor sie noch erregt worden, indem man nicht gern um ein so geringes ein Buch aus der Hand legt, um sich auszuruhen; so habe ich

mich darauf gelegt, längere Kapitel zu machen, damit sie ein schickliches Verhältniß zwischen Anstrengung und Ruhe haben mögen. Der Beschäftigung, welcher man nicht eine Stunde widmen will, will man gar keine Zeit widmen; und für denjenigen thut man nichts, welcher nichts für sich gethan haben will. Wenn nun noch hinzu käme, daß ich meine besondern Ursachen hätte, die Sache nur halb, unordentlich und unbestimmt zu sagen. Ich will also mit dieser Freudenstörerinn Vernunft weiter nichts zu schaffen haben. Die weitläufigen Projekte, die das Leben sauer machen, und die haarscharfen Meinungen, wenn sie auch wahr sind, finde ich zu theuer im Preise, und zu lästig. Meines Thuns ist vielmehr, der Eitelkeit Raum zu geben, und selbst der Eiseley, wenn sie mir Vergnügen macht. Ich will meinen natürlichen Neigungen nachschlendern, ohne ihnen alle Augenblicke Zwang anzuthun.

Ich habe in der Fremde zerfallene Häuser gesehen und Statuen, Himmel, und Erde. Allenthalben giebt es Menschen. Alles das ist wahr, und dennoch kann ich das Grabmahl der so großen und mächtigen Stadt (Rom) niemahls wiedersehen, daß ich sie nicht immer bewundere und verehere. Die Sorge für die Todten wird uns als eine heilige Pflicht empfohlen. Nun bin ich aber von Kindesbeinen an mit diesen bekannt gemacht. Ich war bekannt mit der Geschichte Roms lange vor-

her, ehe ich mit der Geschichte meiner Familie bekannt ward. Ich kannte das Kapitol und seinen Aufriß, bevor ich das Louvre kannte, und die Tiber früher als die Seine. Die Leben und Thaten des Lucullus, Metellus und Scipio, sind mir mehr im Kopf herumgegangen, als irgend eines Mannes von unserer Nation. Sie sind verstorben. Aber mein Vater eben so gut wie sie. Der hat sich von mir und dem Leben eben so weit in achtzehn Jahren entfernt, als jene in sechzehn Jahrhunderten. Dennoch stehe ich durch Andenken in einem solchen genauen Verhältniß, Freundschaft und Gesellschaft mit ihm, daß eine völlige und lebhafteste Einigkeit unter uns obwaltet. Ich bin von Natur geneigt, mich mehr um die Todten als Lebenden zu bekümmern. Sie können sich selbst nicht mehr helfen. Es dünkt mich also, daß sie meiner Hülfe um so mehr bedürfen. Hier ist die Erkenntlichkeit um so glänzender. Die Wohlthat ist weniger verdienstlich angebracht, wo sie zuruckfließen und wiederkehren kann. Als Archesilaus den kranken Ctesibius besuchte, und solchen in sehr dürftigen Umständen fand, schob er ihm unbemerkter Weise das Geld, was er ihm geben wollte, unter das Kopfküssen, und indem er es ihm so heimlich zuschob, erließ er ihm zugleich seine Dankbarkeit. Diejenigen, die ein Verdienst um mich haben, sey es aus Freundschaft oder Erkenntlichkeit, haben niemahls dadurch verlo-

ren, daß sie nicht mehr da sind. Ich habe ihnen immer reichlicher bezahlt und sorgfältiger, wenn sie abwesend waren, und ihr Verdienst nicht kannten. Ich spreche von meinen Freunden immer mit größerer Liebe, wenn ich sicher bin, daß sie nichts davon erfahren. Eben so habe ich wohl hundertmahl die Vertheidigung des Pompejus und die Sache des Brutus übernommen. Unsere Bekanntschaft dauert immer fort. Die gegenwärtigen Vorfällen selbst haften bey mir am meisten durch die Phantasie. Da ich mich für neue Zeiten unnütz fühle, werfe ich mich in die vorigen zurück, und ich bin in solche so versetzt, daß der Zustand des alten Roms zur Zeit seiner Freyheit, Gerechtigkeit, und hohen Blüthe (denn die Zeiten seiner Entstehung und seines Untergangs wollen mir nie so recht gefallen), mich in Feuer und Leidenschaft setzt. Deshalb wird meine Seele immer lebhaft beschäftigt, so oft ich darauf komme, die Lage seiner alten Gassen und ihrer Häuser, und die so tief bis zu den Gegenfüßlern versunkenen Ruinen zu betrachten. Thut es die Natur, oder ist es ein Irrthum der Fantasie, daß wir bey Erblickung der Plätze, von welchen wir wissen, daß sie von solchen Personen, deren Andenken so lange fortgepflanzt ist, bewohnt oder besucht wurden, gewissermaßen noch mehr gerührt werden, als wenn wir die Erzählung ihrer Thaten anhören, oder ihre Schriften

lesen? Tanta vis admonitionis inest in locis. Et id quidem in hac urbe infinitum; quacumque enim ingredimur, in aliquam historiam vestigium novimus. (Cicero de finib. V. 2.) Es thut mir wohl, ihr Angesicht zu beschauen, ihren Gang und ihre Kleidung. Ich murmele ihre großen Namen zwischen den Zähnen, und lasse sie in meine Ohren gellen. Ego illos veneror, et tantis nominibus semper adsurgo. (Seneca ep. 64.) Von Dingen, die nur in einigen Stücken groß und bewundernswürdig sind, bewundere ich auch selbst die gemeineren Theile. Ich möchte sie gern mit einander schwätzen, spazierengehen und essen sehen. Es wäre Undankbarkeit, die Religion und Bilder so vieler rechtschaffenen und tapfern Leute nicht zu achten, die ich habe leben und sterben sehen, und die uns so viele gute Lehren durch ihr Beyspiel geben, wenn wir uns solches zu Nutzen zu machen wissen.

Und selbst das Rom, welches wir noch vor uns sehen, verdient, daß man es lieb habe. Es ist so lange und durch so viele Banden mit unserer Krone verbündet. Es ist die einzige allgemeine Stadt. Die höchste Obrigkeit, welche darin befiehlt, wird auch anderwärts dafür erkannt. Es ist die Hauptstadt aller christlichen Nationen. Der Spanier sowohl als der Franzose sind beyde daselbst in ihrer Heymath. Unter die Fürsten dieses Staats zu gelangen, braucht man nur der

Christenheit irgend eines Orts anzugehören. Keinen Ort unterm Monde hat der Himmel so beständig mit einem so günstigen Einflusse begabt. Selbst die Ruinen dieser Stadt haben etwas großes und prächtiges.

Laudandis pretiosior ruinis.

(Sidon. Apollinaris carm. 22. Narbo.)

Auch noch im Grabe tragen sie die Zeichen und Merkmale der Oberherrschaft, ut palam sit, uno in loco gaudentis opus esse naturæ. (Plin. hist. nat. III. 5.) Mancher möchte sich darüber tadeln, und empören, wenn er sich von so eitlem Vergnügen gekizelt fühlte. Aber unsere Gefühle, wenn sie angenehm sind, sind nicht eitel. Sie mögen bestehen, worin sie wollen: sind sie fähig einen Menschen von gesundem Verstande zu unterhalten, so kann ichs nicht über mein Herz bringen, ihn zu beklagen.

Ich bin dem Glücke vielen Dank schuldig, daß es mir bisher noch kein größeres Leiden aufgebürdet hat, als ich ertragen konnte. Sollte es nicht vielleicht seine Art seyn, Leute in Ruhe zu lassen, die es nicht behelligen?

Quanto quisque sibi plura negaverit,
A diis plura feret: nil cupientium,
Nudus castra puto: --- multa petentibus,
Desunt multa.

(Horat. Od. III. 16.)

Fährt

Fährt es so fort, so wird es mich ganz vergnügt heimsenden.

--- --- --- Nihil supra
Deos laceſſo. (Horat. Od. II. 18.)

Aber vorgeſehn! Tauſend ſind noch im Hafen geſcheitert. Ich tröſte mich ſehr leicht über das, was hier vorgehn wird, wenn ich nicht mehr ſeyn werde. Die gegenwärtigen Dinge machen mir genug zu ſchaffen.

Fortunæ cætera mando.
(Ovid. Metam. II. 140.)

Auch bin ich frey von jenen ſtarken Banden, die, wie man ſagt, die Menſchen durch Kinder, auf welche unſer Nahme, Vermögen und Ehre fällt, an die Zukunft knüpfen. Und habe ſolche vielleicht um deſto weniger zu wünſchen, wenn ſie ſo wünſchenswürdig ſind. Ich hänge ſchon durch mich ſelbſt nur zu ſehr an die Welt, und an dieſes Leben. Mir iſt es ſchon genug, daß ich dem Glücke durch die Umſtände, die mein Weſen unumgänglicher Weiſe umgeben, der Handhaben genug darbieth, woran es mich faſſen kann, ohne ſolche noch durch zufällige Dinge zu vermehren; und habe niemahls dafür gehalten, daß Kinderloſigkeit ein Mangel wäre, welcher das Leben trauriger und ungenießbarer mache. Ein unfruchtbarer Stand hat auch ſeine Annehmlich-

Montaigne VI. Bb.

D

keiten. Kinder gehören unter solche Dinge, die nicht unbedingter Weise zu wünschen sind, zumahl in diesen Tagen, wo es so schwer ist, etwas recht Gutes aus ihnen zu machen. *Bona jam nec nasci licet, ita corrupta sunt femina.* (Tertull.) Dergestalt haben sie gerade so viel Anziehendes, daß ihr Verlust schmerzhaft ist, wenn man sie einmahl besessen hat.

Derjenige, welcher mir mein Haus zur Verwaltung überließ, prophezehte, daß ich es herunterbringen würde, weil ich zu wenig häuslich gesinnt und zu prachtliebend wäre. Er irrte sich; denn ich befinde mich eben so wohl, wo nicht noch ein wenig besser, als da ich mein Hauswesen antrat. Und doch habe ich weder Dienst, noch Nebeneinkommen.

Wenn übrigens das Glück mir keinen außerordentlichen und gewaltthätigen Schaden zugefügt hat: so habe ich ihm auch keine große Vortheile zu verdanken. Alles, was es an Gaben meiner Familie reichte, geschah vor meiner Zeit, vor mehr als hundert Jahren. Ich für mein eigenes Theil besitze kein wesentliches und solides Vermögen, das ich seiner Freygebigkeit schuldig wäre. Es hat mir einige lustige, Ehren- und Titulaturgunst bezeigt, worin nichts wesentliches liegt: und in der That hat es mir solche auch nicht bewilligt, sondern angeboten. Gott weiß es, daß ich immer für das Wesentliche bin, daß

ich nur die Realität, und zwar die ziemlich massive, zu meinem Hauptzweck mache, und daß ich, wenn ich es bekennen darf, den Geldgeiz nicht weniger entschuldige, als den Ehrgeiz, den Schmerz eben so gern vermeide, als den Schimpf, die Gesundheit nicht weniger achte als die Gelehrsamkeit und den Reichthum eben so hoch als den Adel.

Unter seinen lereen Gunstbezeugungen genoß ich keine, die meinem kindischen Behaglichkeits-Sinne mehr Vergnügen gemacht hätte, als eine authentische Bulle über das römische Bürgerrecht, die mir neuerlich mit vergoldeten Buchstaben und großmüthiger Erlassung aller Abgaben zukam. Und weil dergleichen Bürgerschaftspatente in verschiedenen, mehr oder minder günstigen Ausdrücken ertheilt werden, und ich, bevor ich dergleichen gesehen hatte, gewiß mit Vergnügen ein Formular desselben erblickt hätte, so will ich das meinige, um jemanden, der etwa an ähnlicher Neugierde krank liegt, zu befriedigen, solche hier Wort vor Wort abschreiben.

Quod Horatius Maximus, Martius Cecius, Alexander Mutus, almæ urbis conservatores, de illustrissimo viro, Michaele Montano, Equite Sancti Michaelis, et a Cubiculo Regis Christianissimi, Romana Civitate donando, ad Senatum retulerunt, S. P. Q. R. de ea re itafieri censuit.

Cum veteri more et instituto cupide ille semper studioseque suscepti sint, qui virtute ac nobilitate præstantes, magne reipublicæ nostræ usui atque ornameto fuissent, vel esse aliquando possent: Nos majorum nostrorum exemplo atque auctoritate permoti, præclaram hanc consuetudinem nobis imitandam ac servandam fore censemus. Quamobrem cum illustrissimus Michael Montanus, Eques S. Michaelis, et a Cubiculo Regis Christianissimi, Romani nominis studiosissimus, et familiæ laude atque splendore, et propriis virtutum meritis dignissimus sit, qui summo S. P. Q. R. iudicio ac studio in Romanam civitatem adsciscatur; placere Senatui P. Q. R. illustrissimum Michaelem Montanum rebus omnibus ornatissimum, atque huic inclyto populo charissimum, ipsum, posterisque, in Romanam civitatem adscribi, ornarique omnibus et præmiis et honoribus, quibus illi fruuntur, qui Cives Patriciique Romani nati, aut jure optimo facti sunt. Inque censere Senatum P. Q. R. se non tam illi jus civitatis largiri quam debitum tribuere, neque magis beneficium dare, quam ab ipso accipere, qui hoc civitatis munere accipiendo, singulari civitatem ipsam ornameto atque honore effecerit. Quam quidem R. C. auctoritatem iidem conservatores per Senatus P. Q. R. scribas in acta referri, atque in Capitolii curia servari, privilegiumque hujusmodi fieri, solitoque urbis sigillo communiri curarunt. Anno ab Urbe con-

data CX^oCCCXXXI. post Christum n, MDLXXXI.
3 Idus Martii.

Horatius Fuscus Sacri S. P. Q. R. Scriba.
Vin. Martholus S. P. Q. R. Scriba.

Da ich kein Bürger irgend einer Stadt bin, so ist mirs doch nicht unlieb, es von der edelsten Stadt zu seyn, die jemahls war und seyn wird. Wenn andre Menschen sich eben so betrachteten, wie ich mich betrachte, so würden sie sich eben so befinden, wie ich mich finde, voller Eitelkeit und Thorheit. Davon weiß ich mich nicht loszumachen, ohne mich von mir selbst zu trennen. Wir Alle fühlen uns von ähnlichen Empfindungen durchdrungen; diejenigen, die sich genau kennen, wissen sich am besten zu schätzen. Vielleicht ist aber auch das nicht wahr.

Jene Meinung und Gewohnheit, welche so gewöhnlich ist, mehr auffer sich, als in sich zu sehen, thut unserer eigenen Sache sehr wohl. Was wir erblicken, mißfällt uns. Wir treffen auf nichts als auf Elend und Eitelkeit. Um uns zu trösten hat die Natur gar zu gelegener Zeit die Übung unserer Sehkraft auffer uns gerichtet. Wir lassen uns mit dem Strome hinreißen; gegen uns selbst aber, gegen den Strom anschwimmen, wäre peinlich. So trübt und hemmt sich das Meer, wenn es in seine Grenzen zurück getrieben wird. Seht nur, sagt jedermann, wie sich der Himmel bewegt, seht auf die Welt, auf das Gezänke dieses oder

jenes: faßt den Puls jenes Mannes, erwägt den letzten Willen dieses Mannes: kurz betrachtet beständig die Höhe oder Tiefe, seht hinaus zur Rechten, zur Linken, vor oder hinter euch. Es war ein gar sonderlicher Befehl, den uns ehedem der Gott von Delphos gab: „Schauet in euch selbst: erkennet euch selbst, haltet euch an euch selbst, Euren Verstand und euren Willen, die sich anderwärts verzehren und zerschmelzen, sammelt und ersparet sie für euch selbst. Ihr ergießt euch, ihr verbreitet euch; haltet euch zusammen, drängt euch in einander, daß man euch nicht verrathe, zerstreue, euch selbst entführe. Sehet ihr nicht, daß die ganze Welt ihr Gesicht auf sich selbst heftet, und ihre Augen offen hält, um sich selbst zu beschauen? Allenthalben findest du Eitelkeit: in dir und außer dir. Aber die Eitelkeit ist immer geringer, je weniger sie sich ausdehnt. Dich ausgenommen, o Mensch, sprach der Gott, studiert jedes Wesen zuerst sich selbst, und hat nach seinem Bedürfnis, seiner Arbeit und seinem Verlangen ein Ziel gesetzt. Nichts ist so leer und hat so viele Bedürfnisse als du, der du das ganze Weltall umfassen willst. Du bist der Forscher ohne Kenntniß, der Richter ohne Gerichtssprengel, und endlich der hunte Mann im Possenspiel!
